

# „SCHWESTERKIRCHE FRANKREICH“: Eine Kirche, die Gespräch wird

*Statement von Dr. Hadwig Müller, Missionswissenschaftliches Institut  
MISSIO e.V. (Aachen), auf der Jahresversammlung des Deutschen  
Katholischen Missionsrats am 6.7.2000 in Würzburg*

**S**ie haben für Ihre Jahresversammlung in diesen Tagen eine Struktur vorgesehen, in der Sie die **drei Schritte der Gesprächsinitiative der französischen Bischöfe**: „Den Glauben vorschlagen in der heutigen Gesellschaft“ schon selber praktizieren: in dem letzten der drei Texte unter diesem Titel, dem Brief an die Katholiken in Frankreich, werden eben diese Fragen gestellt, an denen sich das Gespräch der Gläubigen, um das es geht, orientieren kann:

- „Mit welchen Ängsten und mit welchen Hoffnungen erlebe ich die Veränderungen in Gesellschaft und Kirche?“
- „Was ist für mich in dieser Situation der erkannten Herausforderungen das Wichtigste an meinem Glauben?“
- „Wie können wir gemeinsam eine Kirche bilden, die den Glauben vorschlägt?“

Mit der Annahme dieser Fragen haben Sie sich ein wenig auf jenen Weg begeben, den die französische Kirche mit ihrem Dialogprozess in den letzten sechs Jahren gegangen ist.

In verschiedenen Artikeln habe ich mich damit befasst, und bei dem deutsch-französischen Kongress in Freiburg, im April dieses Jahres, waren wir viele aus verschiedenen Ländern Europas, die fanden, dass wir uns noch intensiver mit diesem Prozess befassen müssen. Daher begrüße ich die Gelegenheit, hier mit Ihnen darüber ins Gespräch zu kommen.

Wir sollten uns hier zunächst bemühen, die **Gesprächsinitiative der französischen Bischöfe in ihrem eigenen Kontext** zu verstehen. Sie entspricht einer dritten Phase im Verhältnis von Katholiken und Gesellschaft. In diesem Verhältnis gab zuerst der Pol „Rückeroberung“ den Ausschlag – in Frankreich nach 1940; charakteristisch der Buchtitel: „La France, pays de mission?“ Später war der Pol „lautloses Zeugnis“, „enfouissement“ / „Vergrabensein“ bestimmend. Bekanntestes Beispiel sind die Arbeiterpriester. – Ich habe von Phasen gesprochen, aber es handelt sich um Akzentsetzungen, die teilweise noch heute bestimmend sind.

Diese Akzentsetzungen verdanken sich auch einer **äußeren Situation, durch die sich Frankreich radikal von Deutschland unterscheidet. Das Schlüsselwort dafür ist „Trennung von Staat und Kirche“.**

Was diese Trennung in Frankreich bedeutet, habe ich erst bei einem Vortrag von René Remond begriffen. Der bekannte französische Historiker, der zur Académie Française gehört, sprach über die Entwicklung der französischen Kirche im 20. Jahrhundert. Er machte den Bruch, den für sie das Jahr 1905 bedeutet, sehr anschaulich. Bis zu diesem Datum waren Bischöfe in Frankreich Beamte des Staates, von der Regierung eingesetzte Würdenträger. Nach diesem Datum waren die Bischöfe nicht nur keine staatlichen Wür-



denträger mehr, sie waren gesellschaftlich gesehen nichts. „Ils étaient dans la rue.“ Sie fanden sich auf der Straße wieder! Diesen radikalen Wandel muss man mit hören bei dem Wort von der „Trennung von Staat und Kirche“.

Der Unterschied zu Deutschland impliziert zwei Elemente: die Laizität des Staates und die Armut der Kirche:

Die Laizität „à la française“ meint die strikte Neutralität des Staates in Sachen Religion. Es gibt viele Hinweise darauf, dass das Verständnis dieser Neutralität mitten in einem Wandel begriffen ist. Aber sie ist und bleibt konstitutives Element nationaler Identität in Frankreich.

Die Armut der katholischen Kirche in Frankreich hat viele Gesichter: Mangel an Mitteln und Finanzen, Personen Schwäche der Institution. Mit ihr ist aber auch mehr und mehr das Selbstbewusstsein einer Freiheit verbunden, die gesellschaftlich keineswegs ohne Einfluss ist.

Diese großen Unterschiede in der äußeren Situation der Kirchen in Frankreich und in Deutschland können **die gemeinsame „innere“ Situation** vergessen lassen. Darum will ich sie zur Sprache bringen. Ich meine die **Teilhabe an denselben Merkmalen der Modernität**.

Mit der Zweck-Rationalität, mit der Erklärung des Menschen zum Gesetzgeber seines eigenen Lebens, und mit der Spezialisierung der unterschiedlichen Bereiche sozialen Handelns und ihrer Zuordnung zum öffentlichen oder zum privaten Leben, ist eine Laisierung aller modernen Gesellschaften verbunden, nämlich ihre Emanzipation von der Bevormundung religiöser Institutionen. Religion gehört seit Kant zur „Privatsphäre“. Diese „Laisierung“ moderner Gesellschaften verdankt sich aber zu einem nicht unbedeutenden Teil den religiösen jüdisch-christlichen Anteilen ihrer Kultur. Das Verhältnis zwischen den säkularisierten Gesellschaften und der Religion ist also höchst paradox. Und

das gilt für Frankreich genauso wie für Deutschland, als moderne westliche Gesellschaften.

Die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger weist darauf hin: Der Prozess der Säkularisierung verbindet in komplexer Weise den Machtverlust der großen religiösen Systeme in einer Gesellschaft, die auf ihre Fähigkeit pocht, ihr Schicksal selber zu bestimmen, und die neue Zusammensetzung der religiösen Vorstellungen, die dieser Gesellschaft erlaubt haben, sich selber als „autonom“ zu denken.

Deswegen findet es Danièle Hervieu-Léger unangemessen, von einer Rückkehr des Religiösen zu sprechen, um auf die aktuelle Entwicklung anzuspielen, zu der spirituelle Bewegungen, Ansteigen charismatischer Tendenzen, Wiederaufleben der Pilgertradition oder auch der Erfolg von esoterischem Schrifttum gehören.

Vielmehr zeigen diese Phänomene eben, wie widerspruchsvoll die Moderne ist, was ihr Verhältnis zur Religion angeht: Die großen religiösen Erklärungen der Welt, in denen die Menschen der Vergangenheit einen allgemeinen Sinn fanden, sind disqualifiziert. Auf der anderen Seite bietet aber die Säkularisierung, weil sie sich immer schneller werdenden Veränderungen bewegt, dabei immer bessere Welten vorwegnimmt und gleichzeitig ihre eigene Krise produziert, einen Leerraum für die Vorstellungskraft und damit günstige Bedingungen für das Zunehmen unterschiedlicher Glaubensüberzeugungen.

Säkularisierung meint also, immer nach Danièle Hervieu-Léger, das Ganze all jener Prozesse einer Neuordnung von Glaubensvorstellungen, deren Motor in der Gesellschaft selber liegt, weil sie Erwartungen weckt, die ständig unbefriedigt bleiben und weil die rastlose Suche nach Mitteln, die Erwartungen doch zu befriedigen, ungewiss bleibt. Nicht die Gleichgültigkeit gegenüber Glaubensüberzeugungen charakterisiert unsere



D  
Gesellschaften, sondern die Tatsache, dass sich diese Glaubensüberzeugungen der Kontrolle der großen Kirchen und religiösen Institutionen weitgehend entziehen. Man kann von einer religiösen Landschaft westlicher moderner Gesellschaften sprechen, die relativ homogene Züge trägt. Ihr wichtigstes Merkmal ist die generelle Tendenz zur Individualisierung und Subjektivierung religiöser Glaubensüberzeugungen.

Diese „innere“ Situation verbindet also Deutschland und Frankreich – und es wäre abzuwägen, ob diese Gemeinsamkeit nicht vielleicht sogar entscheidender ist, als die Unterschiede in der äußeren Situation, die durch die Geschichte gegeben sind.

Der von den französischen Bischöfen angestoßene Dialogprozess „Den Glauben vorschlagen in der heutigen Gesellschaft“ zeigt nun, wie die Kirche in Frankreich mit dieser Situation umgeht. Mir scheint, dass hier noch einmal wesentliche Unterschiede liegen – Unterschiede, die uns dazu anregen können, voneinander zu lernen.

Ich möchte vier Punkte hervorheben.

Erstens: Das französische Vorgehen zeigt einen **positiven Sinn für Pluralität, Unterschiede, Differenz.**

Der Brief an die Katholiken in Frankreich bekennt sich öffentlich zur Pluralität als Prinzip seiner Redaktion und findet in dieser Pluralität sogar ein Kriterium seiner Legitimität. Nicht nur eine Gruppe verschiedener Theologen hat den Text erarbeitet, wie schon die Texte der vorhergehenden Unterlagen für das Gespräch, sondern der Brief erbittet auch, weiter geschrieben zu werden durch die unterschiedlichen Stimmen derer, die ihrerseits davon sprechen möchten, wie der Glaube ihr Leben gestaltet.

Die Kirche stellt sich – das ist nicht unbedingt das gewohnte Bild von Kirche – als abhängig vom anderen, als verletzlich dar, ins Hören hineingestellt, um im vielfachen Gemurmel der Christen die Bestätigung ihres

eigenen Wesens zu suchen. Weil die Einheit, die der bleibende Horizont ihres Textes ist, nicht dem Eintritt ins Gespräch vorausgeht, sondern von den vorausgehenden Gesprächen erwartet wird, kann sich die Kirche als erhofft, und noch nicht gewusst entfalten. Das Wort „Vorschlagen“, auf dem die drei Texte – auch zur Verwunderung der Franzosen – insistieren, drückt aus, dass der Pluralismus als wesentliche Gegebenheit der Moderne akzeptiert wird. Und zwar nicht nur als Faktum hingenommen, sondern als ein Wert erkannt wird, ganz und gar gültig und zutiefst wünschenswert!

Zweitens: Das französische Vorgehen zeigt einen **positiven Sinn für das Eingeständnis des eigenen Nicht-Wissens und Nicht-Könnens, der eigenen Angewiesenheit. Es ist zuallererst ein Akt des Vertrauens.**

Wenn die französischen Bischöfe die Katholiken darum bitten, in aller Freiheit mitzuteilen, wie der Glaube ihr Leben prägt, so sagen sie damit, dass ihnen dieses Teilen von Lebens- und Glaubenserfahrung fehlt. Wenn sie die Christen um Zusammenarbeit im Erkennen der gesellschaftlichen und persönlichen Herausforderungen bitten, so sagen die Bischöfe damit, dass sie ihr Wissen über diese Herausforderungen nicht für vollständig halten. Wenn sie schließlich die Katholiken einladen, mit ihnen eine Kirche zu bilden, die in eigener Initiative zum Ausdruck bringt, welche Kraft zur Gestaltung und Erneuerung menschlicher Existenz der Glaube ist, so sagen sie damit, dass sie allein diese Kirche nicht bilden können. Die französischen Bischöfe äußern damit ihr Vertrauen, dass die von ihnen angesprochenen Katholiken Gaben haben, die ihrem Mangel abhelfen können. Sie wissen und achten dabei die Freiheit der Angesprochenen, ihre Bitte anzunehmen oder ihr gegenüber gleichgültig zu bleiben.

Das „Vorschlagen“ schließt eine Beziehung und eine Einladung ein. Es bedeutet, dass man nicht allein ist, dass man sich als soli-



darisch mit einem anderen und abhängig von seiner oder ihrer Aufmerksamkeit und Antwort erkennt.

Drittens: Das französische Vorgehen zeigt einen **positiven Sinn für das Gespräch und für Beziehungen unter freien, einander ebenbürtigen Subjekten.**

Mit der Adoption des Wortes „Vorschlagen“ wenden sich die Autoren der drei Texte „Den Glauben vorschlagen in der heutigen Gesellschaft“ ausdrücklich dagegen, die Beziehungen, um die es ihnen geht, nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage zu beschreiben. Die Metapher des Marktes mit einem pluralen Sinnangebot, aus dem ein Verbraucher auswählen würde, was seiner Nachfrage entspricht, verfälscht die Situation in doppelter Hinsicht. Sie trägt weder der Dynamik des Prozesses noch der Freiheit der Begegnung Rechnung. „Die Frauen und Männer, die mit einer Erwartung an die Kirche herankommen, bezeugen zuallererst die Freiheit Gottes und die Arbeit des Geistes, der in jedem menschlichen Wesen die Sehnsucht wecken kann, über das, was unmittelbar gelebt wird, hinaus zu gehen.“ (LCF 76/77) Der suchende und sich einer Glaubensüberzeugung zuwendende Mensch ist aktiv, er oder sie baut in dieser Suche und Zuwendung seine/ihre Identität auf und verändert durch sein suchendes Engagement auch diejenigen, die ihn in ihre Glaubensüberzeugungen einführen. Daher das Wort „Vorschlagen“: es setzt die Situation freier und ebenbürtiger, aktiver Gesprächspartner voraus.

In diesem Gespräch zwischen solchen, die gemeinsam auf die Suche gehen und dabei sich selber und auch den Glauben, dem sie sich nähern, verändern, entsteht die Kirche als eine immer neue und noch nicht im Vorhinein gewusste Realität. Sie erwächst aus dem Vertrauen, das die glaubende und sprechende Gemeinschaft belebt. Die gesamte und in ihrer Gesamtheit sprechende Glaubensgemeinschaft muss bei dem Prozess des Gebor-

renwerdens der Kirche anwesend sein. Dieser Prozess ist grundsätzlich unabgeschlossen.

Viertens: Das französische Vorgehen zeigt einen **positiven Sinn für komplexe und widersprüchliche Zusammenhänge, für die Notwendigkeit einer deutenden und unterscheidenden Erkenntnisarbeit.**

Fakten sprechen nicht einfach aus sich selber. Die Soziologie kann keine Diagnose der religiösen Zukunft moderner Gesellschaften geben, ohne zu deuten, und das heißt: ohne erkenntnistheoretische und philosophische Optionen zu treffen. Der Brief an die Katholiken in Frankreich ist bescheidener und gibt keine endgültige Diagnose, wenn er sagt, dass wir aus einer alten und vertrauten Welt hinausgehen, ohne schon zu wissen, welche Welt im Begriff ist, geboren zu werden.

Die Bischöfe benennen als eine aktuelle Aufgabe für die Pastoral – und auch für die soziologische Forschung – das Entziffern der Verhaltensweisen von Gläubigen, um neue und unbekannte Elemente ihrer Identität zu erforschen. „Den Gläubigen selber soll viel mehr das Wort gegeben werden, damit sie in Freiheit sagen können, wie ihre Zustimmung zum Gott Jesu Christi und ihre Praxis des Evangeliums ihre Existenz prägt, woher es kommt, dass sie Vertrauen behalten, wenn sie durch schwierige Zeiten gehen ...“ (Proposer I, 37) Die Identität der Kirche ergibt sich aus diesem freien Wort allerdings nicht wie eine Meinung aus einer Umfrage, vielmehr ist das unterscheidende Erkennen in eben dem Maß notwendig, in dem feststehende Definitionen aufgegeben werden und man sich ohne Vorbehalt in einen Prozess des Hörens hineinbegibt. Das unterscheidende Erkennen ist für die französischen Bischöfe eine der wichtigsten Aufgaben der christlichen Gemeinden heute. Denn, „wenn eine Gestalt der Kirche dabei ist, zu vergehen, während eine andere unter unseren Augen hervorkommt, so müssen die Züge dieser neuen Gestalt eben sorgfältig unterschieden



werden, um sie bei ihrem Wachstum begleiten zu können“. (Proposer II, 56)

Das französische Vorgehen verlässt eine Ekklesiologie der Zugehörigkeit und eine Soziologie der Anpassung, um sich auf neue und weit weniger gewisse Wege der Interpretation von Zeichen der Identifizierung als Christen und Katholiken zu begeben.

Damit kehren sie die Einschätzung der Gegenwart um. Wenn die gegenwärtige Situation als Krise wahrgenommen werden kann, so muss sie auch als eine Chance für die Kirche gelten, die gezwungen wird, „wesentlich zu werden“, und ihren eigenen Glauben zu vertiefen.

Der Individualismus kann als unruhige Suche nach Selbstverwirklichung gelesen werden, muss aber auch als ein Ruf gehört werden, die christliche Botschaft unter dem Zeichen der Freiheit neu zu buchstabieren.

Ein positiver Sinn für die Differenz, für den Mangel, für Beziehungen, für die Hermeneutik – hier scheint es mir weniger um spezifische „französische Begabungen“ zu gehen, als darum, dass sowohl Hirten als auch Lehrer einer Kirche mit dem Vertrauen des eigenen Glaubens der Wirklichkeit ihrer Zeitgenossen zuwenden, die sie kennenlernen und mit denen zusammen sie eine an der Zukunft ihrer Gesellschaft interessierte und zu dieser Zukunft beitragende Kirche bilden möchten. Davon könnten wir uns in Deutschland anstecken lassen.

3-7-2000

Dr. Hadwig Müller  
Missionswissenschaftliches Institut  
Missio e.V.  
Goethestraße 43  
52064 Aachen